

Quelle/ Ort der Erstpublikation:

Hans Ulrich Reck, Wenige letzte Bemerkungen zu: Kunst im Dienste der Formalisierung, Unruhe, Radikalität, Multiperspektivität gegen Identitäre Okkupation, zuletzt: 'Nur Mut', in: 'mut und melancholie' Journal der Kunsthochschule für Medien Köln, N° 12/ 12/ 2019 (Köln: Verlag der KHM, S. 3-13)

Hans Ulrich Reck

begonnen: 30. 8.19/ Stand, letzte Eintragung: 5. 9. 19; zweite Fassung mit Bearbeitungen; def. Korrekturen 6. 9. 19; letzter Text für KHM-Journal N° 12, erscheint im Dezember

Redaktionsschluss: Ende September 2019

Textvorlagen: dissonante Perspektiven 09 ('Unruhe'), Erfolg (früherer Text im Kunstforum), Stellungnahme zu den dritten Zyklen z. H. Wissenschafts-Ministerium NRW (Juli 2019)

//Erster Teil als Auszug für eine kommende dissonante Perspektive im 'Kunstforum'//

**WENIGE LETZTE BEMERKUNGEN ZU: TUGENDTERROR, KUNST IM DIENSTE DER
FORMALISIERUNG, UNRUHE, MULTIPERSPEKTIVITÄT OHNE IDENTITÄRE
OKKUPATION, ZULETZT: 'NUR MUT'**

Journal der Kunsthochschule für Medien Köln | N° 12 | 01 | 2020

mut und melancholie

Wenige letzte Bemerkungen zu: Kunst im Dienste der Formalisierung, Unruhe, Radikalität, Multiperspektivität gegen identitäre Okkupation, zuletzt: ‚Nur Mut‘

Hans Ulrich Reck

3

1. Kontext

„Letzte Worte des Rektors“ – das meint hier: Es geht um einen letzten Beitrag zu dem in meiner Rektoratszeit früh angeregten und gegründeten Journal der Kunsthochschule für Medien Köln (KHM). Meine Amtszeit endet mit Ablauf des Monats März des Jahres 2020. Letzte Worte sind hier als rhetorische Figur zu lesen, die sich konzentriert auf die Achse der Zeit. Es geht nicht um einen Rechenschaftsbericht, eigentlich überhaupt nicht um irgendeine Art von Bericht. Keine Bilanzierung, keine Summe, keine beschreibende Wertung, kein Eingehen auf all das, was getan und, mehr noch, was nicht getan ist, was gelungen und was nicht gelungen ist.

Versammelt oder, genauer, in einen Fokus meines anhaltenden Engagements gerückt, sind hier einige Themen, die, nicht nur in letzter Zeit, sich als besonders wichtig herausgestellt haben, Themen auch, die meine substantielle Auffassung von Kunst, von ihren Belangen und Aufgaben an einer Hochschule wiedergeben, an der ein einziges, zudem projektbezogenes Studium der medialen Künste eingerichtet worden ist. Es sind Überlegungen, die in die Auseinandersetzung mit den anderen Kunst- und Musikhochschulen und mit dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft NRW hineinreichen. Es

handelt sich also um bildungspolitische Themen und Thesen.

Daran schließen sich, ‚wie von alleine‘, Kernauffassungen zur Kunst an, Überzeugungen von einer nicht gereinigten und zu reinigenden, sondern störungsanfälligen und gebrochenen, widersprüchlichen, als solche aber zum Ertragen und radikalen Verändern aufgegebenen, nicht aber absolut zu definierenden Realität. Dazu gehören immer wieder Bemerkungen, Fundstücke und Exkurse zum ungebrochenen Regime einer imperialistisch gebliebenen europäischen Welt, die noch immer und stets Grenzen ziehen will, um unverhältnismäßige Privilegien, Nutznießungen als Ausbeutungen zu schützen und zum Zweck eines gnadenlosen eigenen, nie relativierten Vorteils zu nutzen. ‚Solidarität‘: ein Fremdwort, ‚Humanität‘: eine anmaßend gewordene, obszön bleibende Behauptung, ‚Vernunft‘: ein Tarnbegriff für Eigennutz und hemmungslose Vorteilnahme. Asylrecht, Menschlichkeit und die so viel beschworenen eigenen Werte erweisen sich als Worthülsen, die ohne Gehalt zu Lügen verkommen. Was europäische Werte in Betracht eines 20. Jahrhunderts überhaupt oder wirklich wert sein können, in welchem die europäische Zivilisation und insbesondere Deutschland zwei Weltkriege angezettelt und einen Genozid organi-

siert haben mit insgesamt 100 Millionen Toten, das hat bis kurz vor ihrem Tod die Philosophin Agnes Heller immer wieder gefragt. Niemals hat man eine Antwort darauf vernommen aus Brüssel oder von den waffenproduzierenden Christen, waffenexportierenden Sozialdemokraten. Deutschland: ein pazifistisches Vorbild für das, was an ‚Nation‘ fortschrittlich sein könnte? Nein, man muss diagnostizieren, dass mit der Remilitarisierung und dem Wiederaufbau einer Armee nach dem Zweiten Weltkrieg es sich um eine leider verpasste Chance handelt. Europäische Werte? Nur brauchbar als kontrafaktische Utopie und als Zumessung für alle die permanent anhaltenden, skandalösen Blamagen.

2. Kunst als Karriereplanung

Es war kürzlich, wieder einmal, eine überaus dringende Frage des Ministeriums zu beantworten, es waren, wie so oft und zunehmend in den letzten Jahren, Anstrengungen zu dokumentieren und zu benennen, ohne dass auf einer Metaebene Sinn oder Nutzen perspektivisch begründet worden wären. Deshalb schrieb am 24. Juli 2019 der Rektor der KHM – unter der Überschrift „Beantwortung einiger Fragen zu den Möglichkeiten postgradualen Studiums an der KHM Köln und einige vorgestellte Bemerkungen über die damit verbundenen Probleme“ – als grundsätzliche Stellungnahme vor der Beantwortung einzelner Fragen zu der Erhebung in Sachen Weiterqualifizierungsanstrengungen an Kunst- und Musikhochschulen des Landes NRW Folgendes, was hier in Auszügen wiedergegeben werden soll: „Ein altes Thema wird in jüngster Zeit wiederholt in drängender Weise an uns herangetragen. Es handelt sich um ein Epiphänomen europäischer Studienkoordination und einer politisch konzentrierten Effizienzsteigerung im internationalen Äquivalenzsicherungsgeschäft, das das Hochschulleben fördern möchte vorrangig unter der Voraussetzung, dass dieses standardisiert wird. Seit langen Jahren nimmt die KHM die Haltung

ein, dass von den üblichen Konzepten postgradualer Weiterqualifikation von Künstlern, zumal solchen, die sich als ‚dritte Phase‘ verstehen, Abstand zu halten ist. Das ergibt sich nicht (nur) aus politischer Resistenz, bürokratischer Idiosynkrasie oder einer alteuropäisch trainierten artistischen Überheblichkeit, es ergibt sich schlicht aus den Grundbedingungen, -überlegungen und -kategorien europäischen Kunstschaffens. Künstler/in ist, wer ein so starkes Werk vorlegen kann, dass er oder sie Reputation und Aufmerksamkeit als Künstler/in in der breiten Gesellschaft erreichen kann, zumindest desjenigen Teils, der sich für Symbolik, Kultur und ästhetischen Ausdruck interessiert. Die Qualifikation der Künstlerin ist also regelmäßig ein so starkes künstlerisches Werk, dass es ausreichend seine internen (oder intrinsischen) Qualitäten unter Beweis zu stellen vermag. Wir brauchen Künstlerinnen mit Werk, nicht Künstler mit Biographien, die unter Gesichtspunkten gesteigerter Leistungsausweise oder akademischer Zeugnisse optimiert werden. Also: Kunst mit Werk, nicht Kunstbehauptung mittels bereinigter und polierter Lebensläufe.

In den letzten Jahren hat die Rektorenkonferenz der Deutschen Kunsthochschulen sich wiederholt und intensiv mit dem Thema befasst, insbesondere schon unter der Frage, ob aktiv dem Wissenschaftsrat eine beratende AG angeboten werden soll für die Erarbeitung von postgradualen Konzepten an Kunsthochschulen. Ich habe diese RKK von 2016 bis 2018 geleitet. Interessant an Gesprächen und finaler Abstimmung an der Jahrestagung in Mainz im November 2018 war, dass alle Kunsthochschulen, die im klassischen Sinne ‚freie‘ Kunstakademien sind, auf jegliche Konzeptualisierung und Ausarbeitung weiterführender Qualifikationskonzepte verzichten wollen. Man sah vorherrschend die Gefahr, dass zusätzliche akademische Qualifikation sich schlicht auf gesteigerte Leistungsansprüche eines idealtypisch generalisierten Curriculums hin- und also vom Werk wegverschieben würden, um dann für

die Professorabilität instrumentell rückgekoppelt zu werden – Fortschritt und Emanzipation als Repression betreibend. Man insistierte darauf, dass man Kunst möchte, nicht akademisierte Kunstbiographien. Man sah und sieht in der akademischen Qualifikation eine prinzipielle Gefahr: Dass nämlich die Aufmerksamkeit sich von der immanenten, zuweilen hermetischen und schwer zu konzeptualisierenden Kunst auf Formen diskursiver Behauptung, akademischer Artikulation und eines hermeneutisch disziplinierten Sprachverstehens verschiebt. Diejenigen Kunstakademien dagegen, in denen zahlreiche modularisierte Studiengänge gegeben und auch weiter auszugestaltet sind, in denen im Weiteren Kunstpädagogik und -vermittlung eine große Rolle spielt, sahen diese Probleme nicht. Sie waren für sofortige und zunächst bedingungslose Beteiligung an der Beratung des Wissenschaftsrates. Sie bildeten zu guter Letzt die Mehrheit in der RKK, worauf eine sich selber bildende Gruppe diese Arbeit auch aufnahm. Die Divergenz zwischen klarer Zurückweisung der postgradualen Weiterqualifikationsperspektiven als institutionelle Ziele eines Künstlerstudiums seitens der vorrangig nicht modularisierten ‚freien‘ Kunstakademien auf der einen, die Konzeptualisierungs- und Diskursivierungsbereitschaft mitsamt positiver Bewertung für den Zuwachs an Qualifizierungschancen der Künstlerinnen und Künstler seitens modularisierter Studiengänge auf der anderen Seite bleibt bemerkenswert. Sie erklärt die Spannweite der zur RKK versammelten Hochschulen und Akademien und ermöglicht ein entsprechendes Spektrum von Haltungen, Positionen, Stellungnahmen. Die KHM hat sich hierbei auf die Seite der Skeptiker geschlagen und zwar nicht erst, seitdem ambitionierte Versuche einer Einführung der dritten Phase an Kunsthochschulen gescheitert oder abgewehrt worden sind. Die Situation an der KHM ist zudem insofern besonders, als dass postgraduale Bemühungen sich auf Künstlerinnenförderung generell und in allen inner- wie außerakademi-

schen Formen richten, aber eine dritte Phase schon deshalb keinen Sinn ergibt, weil die beiden Studiengänge Diplom I und Diplom II nicht konsekutiv aufgebaut sind, der Eintritt in die Promotion beispielsweise als zweite wie, je nach extern verfolgter Vorbildung, als dritte Phase erlaubt ist.

In den Zielvereinbarungen 2015 (später ‚Hochschulverträge‘ genannt) wurde perspektivisch formuliert, was an die Stelle eines PhD-Studiums oder einer akademischen dritten Phase treten sollte:

„Die KHM wird in dieser Perspektive das Promotionsstudium weiter ausbauen. Das Promotionsprogramm der KHM bietet die Möglichkeit zu philosophischen Dissertationen (Dr. phil.) und hat sich zum Ziel gesetzt, explizit die Promotion von Forscherinnen und Forschern mit künstlerischem Abschluss zu fördern, die Forschungsansätze vertreten, die, von der künstlerischen und medialen Praxis ausgehend, exponierte und neuartige Fragestellungen verfolgen, die im akademischen Kontext nicht evident sind. Die bisherigen, althergebrachten und überaus bewährten individuellen Zugänge (mit individueller Verantwortlichkeitserklärung seitens einzelner Professorinnen und Professoren) werden durch thematisch konzentrierte, wechselnde Akzente setzende Ausschreibungen ergänzt und erweitert. Die KHM wird ein Konzept für promotionsvorbereitende Studien erarbeiten, das es ermöglicht, neben künstlerisch motivierten Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern mit universitären Abschlüssen künftig verstärkt wissenschaftlich begabte Absolventinnen und Absolventen von Kunstakademien und -hochschulen anzusprechen. Es geht in erster Linie darum, junge Künstlerinnen und Künstler mit diesem Programm zu befähigen, Wissenschaftsprozesse erkunden und sich wissenschaftliche Methoden und Ansätze aneignen zu können.“ Hierin allerdings sind wir nicht weitergekom-

men. Es scheint auch deshalb sinnvoll, das mit Kollegen vorbedachte Projekt eines speziellen Graduiertenkollegs zur Entwicklung innovativer, hochstuf angelegter wissenschaftlicher Forschung in den künstlerischen Sparten weiterzuverfolgen. Dieses könnte für alle sieben Musikhochschulen/Kunsthochschulen in NRW als Pilotprojekt dienen. Umgesetzt würde aber keineswegs ein vorab feststehender PhD, der an die Stelle der explorativ ins Offene hinein suchenden Studien treten würde und stattdessen ‚Ausbildungen‘ arrondierte. Es bleibt, ein Feld forschenden Denkens und Handelns in den Künsten zu entfalten, wofür instrumentelles technisches Vorgehen nicht angemessen oder gar tauglich ist.

6

Man mag bezüglich der erstaunlicherweise auf so vielen Seiten apodiktisch geforderten Einführungen der dritten Phase in Gestalt hermeneutisch oder explikativ diskursivierender Theoriebildungen denken wie immer man will – integriert technokratisch oder exzentrisch apokalyptisch, affirmativ-euphorisch oder skeptisch negativ bis disphorisch: Mit der zunehmenden Etablierung von postgradualen Phasen des Künstlerstudiums, das in breitem Umfang die bisherigen Werdegänge der Künstlerinnen und Künstler umformatiert, ist jedenfalls schon jetzt klar, dass ein anderer, neuer Typus die Bühne der bisherigen Welt-Kunstgeschichte betritt. Der akademisch aufgerüstete, portfoliomäßig angereicherte PhD-Künstler stellt einen neuen Typus dar, der eher den polytechnischen Ansprüchen der angewandten Künste seit der Fortschrittsvermittlung der Wissenschaften, Künste und Technik des 18. Jahrhunderts entspricht, als dem prototypischen, poetisch reflektierenden, auf ein Unabschließbares und Unbedingtes zielenden Weltkünstler seit der europäischen Romantik mit seinem produktiv gespaltenen Verhältnis zu den Akademien. Welche Erwartungen an die philosophische

Kraft der Künste seit der Eröffnungsrede des Philosophen Schelling zur Inaugurierung der Münchner Akademie der Künste zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch artikuliert worden sind – es handelte sich immer um die philosophischen Potentialitäten der Künste selber und nicht um ein Material ihrer bloßen Transformation in Diskurs und akademisch weiterverfolgte Qualifizierungen. Der akademisch aufgerüstete PhD-Künstler ist ein synthetisches Artefakt, das bildungspolitisch herbeiprogrammiert werden soll in unserer Epoche.

Damit ist die Position der KHM seit 2014 klar artikuliert und hier nochmals zusammengefasst. Man kann gewiss anderer Meinung sein, aber ich bitte die affirmativen Euphoriker, denen die Einführung der dritten Phasen, eines PhD und akademischer Weiterqualifizierungen nicht einmal mehr einen begründbaren Wunsch darzustellen scheint, sondern schiere sich selbsterklärende Evidenz, um Einbezug der skeptischen Argumentationen.

Anders verhielte es sich natürlich, wenn man (das eigentliche Anliegen der) postgraduale(n) Förderung gar nicht an die Binnenperspektive von Hochschulstudien binden, sondern als eine Förderung der jungen Künstlerinnen und Künstler nach ihrem Studium im gesellschaftlichen Werdegang definieren würde: Residencies, Förderprogramme, Projekte etc. Eben diese hätten auch Platz im erwähnten Förderprogramm eines so konzipierten Graduiertenkollegs. Denkperspektive hier ist also nicht die postgradual komplettierte Förderung der Künstler in den Formen der Akademie und innerhalb der Hochschulen, sondern die Künstlerförderung außerhalb des und nach dem Studium. Hierzu stehen zahlreiche Debatten noch an und aus.“⁴¹

3. Unruhe

Alles in Bewegung halten, alles wahrnehmen, nichts auslassen, keinen Rest akzeptieren – das charakterisiert Anspruch, Energie, Aufgabe, Ehrgeiz, aber auch Problem der Künste und Künstler. Das skizziert eine epistemische Utopie, ist aber natürlich kein Programm, das wahrnehmungsphysiologisch realisierbar wäre. Ganz zu schweigen von der längst zur nutzbringenden Kitschfigur verkommenen Rede von der notwendigen Grenzüberschreitung oder der stetigen Grenzverschiebungen durch die Künstler. Zu vieles spricht nicht nur gegen die Möglichkeit, sondern vor allem gegen den wirklichen Nutzen solcher Vorstellung. Kann es nicht sein, dass die Grenzen nicht, wie gerne vorgestellt aus dem Innenblick betulich gefügter Ordnung, am Rande eines Feldes liegen, zu dem man sich in selbstverständlicher, unbedachter Annahme eigener Lebensmacht stets zentripetal (also mit aller Macht ins Zentrum strebend) verhält, sondern inwendig oder unterhalb, besser noch: inmitten aller sich bewegenden Dinge, Prozesse, Vorstellungen, Denkformen und aller übrigen oder weiteren Aktivitäten? Im Alltag würde ein Organismus, der solches im Ernst anstrebte, in kürzester Zeit zugrunde gehen. Nur, dies die Folgerung, als Maxime künstlerischen Experimentierens, als Haltung, erst recht auch als eine konstruierbare Realität des künstlerischen Arbeitens, beschreibt solches Vorhaben ein mögliches Projekt. Slogans wären: Nichts auslassen, alles zulassen, stets im Zustand überkomplexer Beanspruchung leben; jederzeit bereit für Widerruf, Rücknahmen, Verschiebungen, Umformungen; den ‚künstlerischen Stoffwechsel‘ (Metabolismus) als Moment einer permanenten Metamorphose betrachten, in welcher jedes Moment ein ephemeres, aber zugleich spezifisches, also ebenso unwiederbringliches wie unhaltbares ist. An der Grenze, stetig am Limit des Überfordertseins, macht nur diese Bereitschaft den Akt künstlerischer Entscheidung existenziell, nämlich notwendig,

was bedeutet, dass er zugleich auferlegt wie ein radikal freier Akt ist.

Die Bewegung an der Grenze zur Überlastung der Wahrnehmungsfähigkeiten sowie die existenzielle Entscheidungsnotwendigkeit, dem Fließen der Dinge, Zeichen, Wahrnehmungen ein Ende zu bereiten, um Situationen festzulegen, in welchen die Prozesse nicht mehr offen sein können, das markiert ein ‚Prinzip Unruhe‘. Man stelle sich weniger schon entschieden Formuliertes, gar Erhabenes vor. Eher Brachen, Nischen, Restbestände, bereits dinglich zerfallen, eingetreten in die ‚Müllphase‘ der Werteverwandlungen, die eine semiotische und eine physikalische Dimension haben. Der je aktuell bedeutsame Zustand ergibt sich nicht aus Resistenz, sondern kraft ‚posthistorischer‘ Abnützung, Ruinierung, als Residualität oder Potentialität. Die expandierende Wahrnehmung, die Reduktion der Filter zwingen zur stetigen Reformulierung, Durcharbeitung, Artikulation der in Rahmungen gefassten Fragmente des Wahrnehmungsprozesses. Zugleich halten sie alle Objekte der Wahrnehmung im Zustand eines Möglichen, an der Schwelle der Realisierungen, in einer Vorphase des Virtuellen. Die stetige Artikulation bewegt sich immer inmitten einer Überfülle des Materials oder der psychischen Organisationsformen.

Solche beschreibt Anton Ehrenzweig in seinem bis heute bedeutend gebliebenen Buch *The Hidden Order of Art*² als diejenige Insistenz im Primärprozess, der für die künstlerische Bewegung vor aller sekundären Setzung, Gliederung, Organisation oder Ordnung wichtig ist. Kernthese von Ehrenzweig: Die künstlerische Struktur ist ihrem Wesen nach ‚polyphon‘, Kreativität erfordert eine ‚zerstreute Aufmerksamkeit‘, die der Logifizierung der chaotischen Empirie und der grundlegenden Erfahrungen widerspricht. Schöpferische Aufmerksamkeit kann sich an den belastenden Grenzen der Intensität durchaus psychotisch auswirken. Künstlerisch geformt werden kann sie nur, wenn stets differenzierende wie entdifferenzie-

rende Momente des Wahrnehmungsprozesses erhalten bleiben, ohne sich stabil oder restlos in ein Drittes aufzulösen. Deshalb schließt Kreativität immer auch Selbstzerstörung mit ein. Im Verlaufe des Lebens werden schöpferische zunehmend auch durch destruktive Prozesse markiert.

Alle versuchten und erreichten, angestrebten und realisierten Ordnungen bleiben bestimmt durch eine verborgene Unruhe, in welcher sie nicht mehr sie selber sind, sondern das, was nur partiell angemessen aus chaotischen Systemen oder Qualitäten hervorgeht. Kunstwerke realisieren sich als Resonanzräume und Effekte dieser Wirkungen und eben nicht als deren bewältigende Ordnungen, Transfigurationen, Durcharbeitungen und Sublimationen. Nicht nur dem normalen, sondern jedem, auch einem künstlerischen Bewusstsein erscheinen die undifferenzierten Sehweisen, die für die primäre Einwirkung der empirischen Zerstreuung oder Mannigfaltigkeit nötig sind, als chaotisch, bedrängend, nicht selten gar bedrohend. Aber der künstlerische Umgang mit solchem unterscheidet sich darin vom Alltäglichen, dass nicht Ordnung hergestellt und das Drängende am Primären überwältigt, bewältigt, geordnet wird, sondern dass eine maximale Ambivalenz, eine drängende Unruhe als Eigenschaft der wirksamen Substrukturen erhalten bleiben müssen. Der Prozess des Kunstwerkes ist ein Prozess mit einem Rest, der Resistenz markiert. Ihn rettet wieder, erneut, immer wieder und nur neu ansetzende Unruhe.

Kennzeichnend dafür ist eine forschende Entwicklung bildhaft formulierter Denkprozesse, die die Öffnung der Sinne, Unruhe und Komplexität voraussetzen, aber nicht schon bewältigende Reflexion. Solches vertraut ganz den Erfahrungen und dem Reichtum des Alltäglichen. Das Problem, das in der Wahrnehmung der Komplexität des Banalen und Alltäglichen formuliert wird, ist nicht eines, dem die Entfernung eines nur angenommenen oder ersehnten Geheimnisvollen beikommt, sondern eines,

das aus der schlichten Bereitschaft hervorgeht, auf dem Wege der Erfahrung dieser Kunst deren Experimentieren an dieser selbst so nachzuvollziehen, dass das Rätsel des Alltäglichen als dessen Problem erscheint und nicht in dessen Verzauberung zum Verschwinden gebracht wird. Das normale Problem des Alltäglichen ist vielmehr, was in dieser Kunst als Problem der Kunst selber zur Erscheinung gebracht wird. Eben deshalb bedarf es einer offenen Markierung des unruhigen Interesses: Kunst als Bewegung. Unruhe ist immer nur dort undogmatisch und fröhlich, postapokalyptisch und lebensbejahend, wo sie nicht auf ein Eigentliches oder Unbedingtes hinter den Dingen zielen will.

4. Jugend und Radikalität

Angeblich maßlos vernimmt man die laut gewordene Stimme einer weltweit demonstrierenden Jugend, eine Massenbewegung erstmals nicht von Erwachsenen als Studentinnen oder Bürgerrechtskämpfern, sondern von Schülerinnen und Schülern. Es geht in der Tat um die Frage nach einer radikalen Transformation einer Gesellschaft, die längst abgedriftet ist und sich nunmehr zeigt als Widerspruch zu ihren Selbstbehauptungen von Vernunft, Schonung, Zukunft, Ressourcenerhaltung und dergleichen mehr. Dabei oszillieren die meisten etablierten Erwachsenen, also der Pol der Macht, zwischen einer huldvollen Nachsicht und jovialen Zuwendung, die nichts anderes sind als Gesten sich selber enthüllender Verachtung, und, auf der anderen Seite, einer vorschnell artikulierten Kritik eines angeblichen Fundamentalismus, der von den eigenen Lügen um das anhaltende Nichtstun, das Verdrehen und Wegschieben, Verdrängen und Verharmlosen ablenken soll. Man wird auch auf solches aufmerken müssen. Die Figur der Anerkennung und das angebliche Zuhören sind nämlich meistens Abwehrfiguren, Täuschungsmanöver. Es scheint sich als fataler, in sich zynisch verblendeter Fehler herauszustellen, zum Beispiel die

Rentensicherung der Zukunft der Alimentierung der Rentnergeneration heute zu opfern. Man dachte wohl, dies seien die Wählerkreise, die das Überleben der längst amoralisch zerfallenen und kraftlos gewordenen Volksparteien ermöglichen. Und nun stehen die nächsten Wählergenerationen auf und kündigen jeden Konsens. Blöd für das System, denn die letzteren wachsen nach, wogegen die ersteren, wenn sie denn – ich rede von der alimentierten Mehrheit, nicht den bedrängten und pauperisierten Minderheiten, die es auch gibt – die Zukunft ihrer Nachkommen verfrühstückt haben werden, nach und nach und immer schneller verschwinden. Und hier wächst nichts mehr ‚nach‘ ...

Bei und auch hinter alledem geht es nicht nur, aber stets auch um Eigenheit und das Vorrecht der Jugend, aufs Ganze gehen und greifen zu wollen, maßlos zu überziehen, die eigene Überzeugung maßlos werden zu lassen. Ohne solches Drängen gibt es Jugend nicht. Jugend ist Synonym für ein überschießendes Drängendes. So gilt in vielen Belangen und mancherlei Hinsicht, gewandelt und auch implizit, immer wieder: „We want the world, and we want it NOW“. So erklang es in den späten 1960er-Jahren, zu Beginn der 1980er-Jahre vernahm man, dass alles instantan, ‚subito‘ zu geschehen habe. Und heute gilt Politik als Horizont der Verwerfungen, nicht der Kompromisse, ist, nicht gehört zu werden, Vorwurf der Schande und einer Anmaßung. Ums Gehörtwerden geht es aber nicht. Es geht nicht um eine Stimme neben anderen, es geht um die Einklagung eines Ganzen, einer Welt, die weiterbestehen kann. Nicht gehört zu werden, leitet sich daraus ab, dass nicht in solcher Richtung gehandelt wird.

Zum Vorrecht der Jugend, die in ihrem Furore unterstützt zu werden verdient aus dem philosophischen Prinzip des aufbrechenden Aufbegehrens heraus, der Artikulation des Utopischen, gehört, noch einmal, ein Maßloses. Das kann aber nicht dazu führen, nicht dialektisch aufzumerken auf Untertöne, die zu regen sich beginnen. Nicht nur gegen diejenigen, die Zukunft

verstellen, sondern auch gegen das, was als Reines, Gereinigtes, nur dem eigenen Begehren als Realisierenswertes erscheinen mag. In das heftige Aufbegehren mischen sich Plädoyers seltsamer Art.

Man mag hier manches Verdeckte heraus hören und bemerken zur radikalen Revoltebereitschaft der Jugendlichen, wie sie sich heute äußert. Gewiss lassen sich darin auch ambivalente Tendenzen ausmachen. Sie werden getragen weniger von den Klima-Protesten der Jüngeren als vielmehr von den moralistisch diktierenden Selbstverwerfungen der schon Älteren, die, wiederum weniger an Kunsthochschulen, aber doch schon an etablierten Universitäten – nicht nur in den USA, sondern auch an der HU Berlin oder der Universität Frankfurt – beginnen, einen kulturellen und symbolischen Kanon ultimativ einzufordern, der auf die Reinigung ex post aller geschaffenen Werke in Literatur und Philosophie, bildender Kunst und Film sowie zahlreichem Weiterem zielt. Solches richtet sich auf kanonische Sanktionen und einen sanktionierten Kanon, der wiederum meint, sauber die Grenze ziehen zu können zwischen dem Wahren und dem Falschen, dem Eigentlichen und dem Irreführenden, dem Drinnen und Draußen, dem Legitimen und dem Verwerflichen, Grenzen ziehend, die dem entsprechen, dass Wahrheit sich wähnt als Ort eines Innen, das sich gegen ein falsches Draußen richtet. Indem das Vorrecht der Jugend utopisch vehement gerechtfertigt wird, mag es nicht unnütz sein, in dialektischer Betrachtung auch, früh und zuweilen vielleicht auch ein wenig nervös, etwas zu sagen in Bezug auf die Inanspruchnahme einer absoluten und evidenten Tugend, die nicht nur um ihr Recht weiß, sondern auch, dass sie kompromisslos als instantane Richtschnur für alles Handeln und Denken sich setzen will und damit Herrschaft beansprucht in Bereichen, wo eine Wahrheitssuche grundsätzlich offen und instabil sein muss. Es geht, offenkundig, um Kanon und Kanonisches. Der springende Punkt dabei ist, dass man kein individuelles Wahlrecht und Engagement des

einzelnen mehr zugesteht, sondern umstandslos für alle, unbetroffen vom eigenen Engagement und dem existenziellen individuellen Selbstentwurf, fordert, was wahr sei und gelten müsse, jetzt und definitiv und für alle. Damit vertritt man die Position der Zensur, die natürlich, wie so oft, nicht als partikulare, ideologische Macht sich begründet, sondern als evidente absolute, wertfreie Wahrheit. Also geht es nun um die dogmatische Bereinigung, Ausrichtung und das Auf-Kurs-bringen. Bibliotheken, Seminare, Lehrveranstaltungen, Theater, Bücher, Filme und so weiter werden ‚gesäubert‘, und zwar generell und nicht aus einer je eigenen kritischen

10 Perspektive. Wenn Rousseau und Kant (auch) Rassisten sind, dann reicht das um und für das Ganze. Sie sind dann auszusortieren. Das aber ist keine Kritik mehr, das ist exterminatorische Zensur einerseits, skrupellose und blamable Dummheit andererseits. Man redet nicht mehr im eigenen, sondern im Namen von allen. Eine mentale Gesundheitspolitik wird volkspolizeilich durchgesetzt. Davon ist sich abzugrenzen in aller Schärfe. Davon ist aber nicht mehr hier, sondern an anderer Stelle weiter zu handeln. Für hier relevant sind alleine Hinweise auf Tendenzen, die irgendwann in multiplizierter Gedankenlosigkeit der Nachfolge zur je autoritativ bannenden ‚opinion leadership‘ auch die Kunsthochschulen erreichen, die sich ohnehin systematisch und seit langem schwertun mit der kritisch abwägenden, also einer gelehrten und kundigen Aneignung von aktuell sich wandelnden Positionen des Denkens und Argumentierens. Seit den beginnenden 1970er-Jahren, also seit den Jahren, in denen Foucault, Barthes, Derrida, Althusser, Lacan und weitere ihre Bücher publizierten, gibt es eine bedenkliche Asymmetrie zwischen der philosophisch-kritischen Auseinandersetzung avancierter universitärer Diskurse und den repetitiven Nachfolge-Floskeln in sekundären Theorie-Surrogaten an Kunsthochschulen. Hier kann man nur hoffen, dass die Einrichtung und adäquate Besetzung von qualifizierten Professuren, wie an der KHM erfolgt und weiter

angestrebt, dies substanziell zu ändern vermögen. Möge an die Stelle der repetitiven, iterativ zitierten Floskeln und Stichworte, die man wahrlich als eine Art ‚Cargo-Theorie‘ bezeichnen darf, das insistente, grundierende, belehrte Denken und Transformieren treten. Das weitere blöde und schiere Nachbeten der sich offenbar immer wieder anbietenden Angebotsfragmente seit Agamben, Nancy, Badiou, Rancière etc. jedenfalls reicht nicht mehr. Und auch nirgends hin. Zu schweigen von der Semio-Guerilla und den Dekonstruktionen jeglicher Identitätsbehauptung durch radikalisierte nominalistische, kulturalistisch isolierte Argumente. Es geht hier eben nicht um vermittelnde Erörterung auf der Ebene der Vorkommnisse und Behauptungen. Es geht um eine Meta-Ebene, die zu radikaler Einschätzung befähigt. Das IST schwierig und mühsam, entschädigt nicht mit im Trend liegenden Konformismen und anschlusskräftig sich versprechenden Akklamationen.

Jedenfalls scheint mir klar, dass gegen alle auf feste und stabile, angeblich starke Identität gegründeten moralischen Richtlinien zu kämpfen ist. Gegen alles also, was universale Wahrheiten für alle von oben aus normativer Wahrheitsoffenbarung ableiten zu können behauptet. Gegen alles demnach auch, was ein konstitutives Prinzip fordert anstelle des bisherigen problematisierenden Regulativs. Solches gibt es heute nicht mehr nur bei den so zahlreichen, rechtsextremen Identitären und einer hemmungslos protofaschistischen AfD, sondern auch im angeblich anti-eurozentrisch-selbstkritischen Diskurs der Universitäten und öffentlichen Bibliotheken. Es bleibt Aufgabe, gegen den Ruf nach Reinigung der Weltliteratur, -philosophie, -kunst von den Sünden des bourgeois Rassismus und Imperialismus zu kämpfen. Und zugleich gegen diese, vehement, die ja, genau besehen, nicht nur nicht vergangen sind, sondern stärker agieren denn je, als Prinzip einer grenzenlosen ökonomischen Ausbeutung aller Dritten Welt. Beispiele dafür gibt es zahllose, die allesamt niederschmetternd sind und, leider, allesamt auch mit dem Selbst-

verständnis der formierten europäischen Politik zu tun haben.

5. Gegen identitäre Okkupationen: Aussicht auf Multiperspektivität

Es ist anzuzeigen eine Trouvaille aus Joseph Roths (1894, Galizien, bis 1939, Paris) Reiseberichten. Sie findet sich im Teil mit der Überschrift „Die weißen Städte“. Joseph Roth schrieb in den 1920er- und 1930er-Jahren neben seinen berühmt gewordenen Romanen und zahlreichen Erzählungen viele Essays und auch journalistische Texte, darunter viele umwerfend genaue und gut geschriebene, originell ansetzende Reiseberichte, Porträts von Landschaften, Bewegungen, Menschen, Orten. Er war renommiert als Reporter, Porträtist, glänzender Essayist und Schriftsteller. Auch die Arbeiten für das tägliche Brot, also der Journalismus, sind weit überdurchschnittlich und keineswegs minderwertige, zweitklassige Literatur.

Eindringlich wirken viele dieser Reiseberichte, ganz besonders die zu „Die weißen Städte“. Solche sind in Roths tiefsitzender Imagination seit der Kindheit im armen Galizien südliche Städte voller Farben, Heiterkeit, Lebensfreude, also Städte, die nicht den grau-grauen bekannten der eigenen Jugend entsprechen. Es handelt sich demnach um Sehnsuchtsorte eines spezifischen Typs von Schönheit; nicht ‚weiße‘ Städte im Wortsinn, aber eben südwärts gerichtete Phantasie- und Wunschorte.

Die Texte zu „Die weißen Städte“ umfassen Lyon, Vienne, Tournon, Avignon, Les Beaux, Nîmes und Arles, Tarascon und Beaucaire, Marseille, sodann „Die Menschen“³. Die Städteporträts von Joseph Roth stehen in der Qualität den gerühmten ‚Städtebildern‘ von Walter Benjamin in nichts nach, um das Mindeste zu sagen. Eigentlich stehen sie, aus meiner Sicht wenigstens, über diesen, weil sie, im Unterschied zu den Texten Benjamins, auf die doch kapriziös anmutende Pose der bedeutsamen oder großen

Literatur verzichten, einfach Gebrauchstexte, Journalismus präsentieren und nichts anderes wollen. Inhaltlich betrachtet stehen diese, zusammen mit den Berlin-Texten und weiteren Städte-Physiognomien von Siegfried Kracauer, ebenfalls aus den 1920er-Jahren, hier für die *Frankfurter Zeitung*, für die auch Roth schrieb, auf demselben Niveau. Subtil im Text über Nîmes ist das Porträt von Alphonse Daudet. Wer kennt diesen noch? Roth weist sich als Kenner wie selbstverständlich aus. Anhand des Nîmer Denkmals eröffnet sich für Roth ein Vergleich mit dem ironisch-bissigen, verletzenden und vergleichsweise uneleganten Nordfranzosen Guy de Maupassant, von dem Daudet sich wohl-tuend abgrenzen lässt.⁴

Ein Auszug aus Roths Beschreibung von Avignon belegt, wie klarsichtig und avanciert Roth die Lebensverhältnisse insgesamt beurteilt hatte, er, den eine Todesgewissheit ein Leben lang mutig, klarsichtig und schonungslos im Empfangen auch des kraftvoll Guten hat werden lassen. Es handelt sich um die Schlusspassage des Porträts von Avignon: „Wenn ich der Papst wäre, ich lebte in Avignon. Mich würde es freuen zu sehen, was dieser europäische Katholizismus zustande gebracht hat, welch großartige Rassenmischung, welch einen farbigen Wirrwarr der verschiedenen Lebensäfte, und wie trotz dieser Vermengung kein langweiliges Einerlei entstanden ist. Jeder Mensch trägt in seinem Blut fünf Rassen, alte und junge, und jedes Individuum ist eine Welt von fünf Erdteilen. Jeder versteht jeden, und die Gemeinschaft ist frei, sie zwingt niemanden in eine bestimmte Haltung. Der höchste Grad von Assimilation: gerade so fremd, wie einer ist, soll er bleiben, um heimisch zu werden. Wird die Welt einmal so aussehen wie Avignon? Welch eine lächerliche Furcht der Nationen, und sogar der europäisch gesinnten unter den Nationen, diese und jene ‚Eigenart‘ könnte verlorengehen und aus der farbigen Menschheit ein grauer Brei werden! Aber Menschen sind keine Farben, und die Welt ist keine Palette! Je mehr Mischung, desto mehr

Eigenart! Ich werde diese schöne Welt nicht erleben, in der jeder einzelne das Ganze repräsentieren wird, aber ich fühle diese Zukunft schon heute, wenn ich auf dem ‚Platz der Turmuhr‘ in Avignon sitze und alle Rassen der Erde im Gesicht eines Polizisten, eines Bettlers, eines Kellners leuchten sehe. Das ist die höchste Stufe der ‚Humanität‘. Und ‚Humanität‘ ist die Kultur der Provence, deren großer Dichter Mistral auf die Frage eines Gelehrten, welche Rassen in diesem Teil des Lands leben, verwundert sagte: ‚Rassen? Aber es gibt ja nur eine Sonne!‘“⁵

12 Das sollten sich alle Identitären und alle, die so überaus zahlreichen Massen der auf anderes Schwörenden, hinter die Ohren schreiben, die von Angst schwadronieren und Identität als geolokale Heimat, damit Bezug zu Ort, Region, Nation für exklusiv evident halten. Dabei ist das alles im Kern reaktionär, da können Liberale, Grüne, Pseudo-Linke am Thema beteuern, was immer sie wollen. Es gibt kein progressiv Gutes an gewissen Themen, da hilft und rettet nichts.

6. In anderen Worten, ein Selbiges feststellend

Letztes Jahr erschien aus dem Nachlass von Niklas Luhmann ein bedeutendes Werk. Bedeutend vom theoretischen Zuschnitt her, der Relevanz der Themen und ihrer Erörterung, der Genauigkeit der Ausarbeitung wegen, v.a. aber auch, weil Luhmann das Werk von 1973 bis 1975 geschrieben hat, in einer Zeit also, in der die Debatten um Subjektphilosophie, kritische Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Emanzipation durch Vernunft und Aufklärung vs. nüchterner Realismus, moralisch emphatisiertes Engagement vs. nüchterne Analyse, ein breites öffentliches Interesse erwecken konnten. In Abkürzung ist ein Teil der damaligen Auseinandersetzungen, deren einer der Höhepunkte, die öffentliche Kontroverse am

Hegel-Kongress 1975 in Stuttgart-Bad Cannstatt zwischen Habermas und Luhmann, ich selber miterleben konnte, als ‚Habermas-Luhmann-Debatte‘ bekannt geworden. Erst 2017 wurde dieses druckfertige Manuskript, das 1997 von *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, dem so genannten letzten und eigentlichen Hauptwerk Luhmanns, abgelöst worden ist, die zweite von vier Fassungen zu einer umfassenden Gesellschaftstheorie, die Luhmann über die Jahrzehnte geschrieben, aber nie publiziert hat, veröffentlicht unter dem Titel *Systemtheorie der Gesellschaft*. Weit ab vom Vorurteil, es gehe, wie immer bei Luhmann, nur um redundante Immanenz, eine spezifische selbstgenügsame Theoriemaschine auf Meta- und Kategorien-Ebene, enthält das Werk zahlreiche wichtige, empiriegesättigte Erörterungen zum historischen und aktuellen Problem- und Artikulationsbestand gesellschaftlicher Entwicklung und wichtigen sozialen Auseinandersetzungen. Das bezeugt auch folgende prägnante Passage, die ein glühendes Plädoyer ist für die Weltgesellschaft, mit radikalen Konsequenzen, die sich ergeben, wenn man diese Auffassung teilt.

„Die den Erdball überspannende Weltgesellschaft, die im Zuge der Selbstrealisierung des »bürgerlichen« Gesellschaftssystems entstanden ist, erreicht schließlich ein Ausmaß an Differenzierung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft, das historisch ohne Parallelen ist und Folgen von unübersehbarer Tragweite haben kann. Nachdem alles menschliche Erleben und Handeln kommunikativ füreinander erreichbar geworden ist, kann es nur noch ein welteinheitliches Gesellschaftssystem geben. Damit setzt die Nichtidentität von Gesellschaft und Organisation sich definitiv durch. Während in politisch konstituierten Territorialgesellschaften älteren Typs immer noch Verbannungen, Emigrationen und Immigrationen möglich waren, deren ‚natürlicher‘ und naturrechtlicher Rahmen nur

unter Gattungs-, nicht unter Systemgesichtspunkten begriffen wurde, muß heute jede mögliche Interaktion innerhalb der Weltgesellschaft vollzogen werden. Eintritt und Austritt ist auf Gesellschaftsebene nicht mehr möglich und kann daher auch nicht, wie für Organisationen typisch, normativ konditioniert werden. In eins damit ist die Weltgesellschaft in Bezug auf Größe, Vielfältigkeit und Interdependenzen bei zunehmender Weite des Zeithorizontes und hochgeschraubten, nicht mehr schichtenmäßig regulierbaren Konsensanforderungen über alles organisierbare Format hinausgewachsen. Alle Hochleistungen auf dem Gebiet der Organisation und alle theoretischen und praktischen Entwicklungen auf dem Gebiet der Rationalisierungstechnik machen dies nur um so deutlicher. Weniger denn je zuvor ist es in der heutigen Weltgesellschaft möglich, das Gesellschaftssystem unter dem Gesichtspunkt organisierter Handlungsfähigkeit zu begreifen. Erst recht haben die Eigenarten elementarer Interaktion unter Anwesenden ihren Richtwert für Gesellschaft und Organisation verloren. Die Komplexität der Gesellschaft ist so groß, daß nahezu alle Interaktionssysteme innerhalb des Gesellschaftssystems für jeden einzelnen unzugänglich sind. Die Undurchschaubarkeit der Gesellschaft prägt die Bewußtseinslage unserer Zeit, und weder im Sinne von Förderung noch im Sinne von Bedrohung kann Gesellschaft auf die Interaktionen bezogen werden, in denen man laufend lebt.“⁶

7. Ein letztes Wort, Rück- und Aus-sicht, Maxime für mutig Abgeklärte

,Was besteht, ist veraltet.‘⁷ (Oswald Wiener)

- 1 Auszüge aus dem ersten Teil von „Beantwortung einiger Fragen zu den Möglichkeiten postgradualen Studiums an der KHM Köln und einige vorgestellte Bemerkungen über die damit verbundenen Probleme“, Schreiben an das Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW vom 24. Juli 2019.
- 2 Anton Ehrenzweig, *The Hidden Order of Art. A Study in the Psychology of Artistic Imagination*, Berkeley / Los Angeles: University of California Press, 1967, deutsch mit einem ungenauen, ja irreführenden Titel als: *Ordnung im Chaos. Das Unbewußte in der Kunst. Ein grundlegender Beitrag zum Verständnis der modernen Kunst*, München: Kindler, 1974.
- 3 In: Joseph Roth, *Werke 3*, hrsg. und eingeleitet von Hermann Kesten, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1976, S. 880–934.
- 4 Vgl. ebd. S. 915ff.
- 5 Ebd., S. 910, leider weder datiert noch, entgegen der Anmerkung der Redaktion, mit dem Erstpublikationsort indiziert.
- 6 Niklas Luhmann, *Systemtheorie der Gesellschaft*, Berlin: Suhrkamp, 2017, S. 212f.
- 7 Zit. nach Karlheinz Braun, *Herzstücke. Leben mit Autoren*, Frankfurt a.M.: Schöfling & Co, 2019, S. 220.